

Aus: Textarchiv H. G. Petzold et al. Jahrgang 2004

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

Hilarion G. Petzold, Anja Keglevic (2004):
Älterwerden und Alter
- ein zentrales Thema für die Psychotherapie*
- ein Interview -

Erschienen in: *Gestalt 51* (Schweiz 2004), 15-20.

In diesem Internet-Archiv werden wichtige Texte von Hilarion G. Petzold und MitarbeiterInnen in chronologischer Folge nach Jahrgängen und in der Folge der Jahrgangssiglen geordnet zur Verfügung gestellt. Es werden hier auch ältere Texte eingestellt, um ihre Zugänglichkeit zu verbessern. Zitiert wird diese Quelle dann wie folgt:

Textarchiv H. G. Petzold et al.

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

* Aus der „**Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit**“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung, Hückeswagen (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper. Mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de, oder: info@eag-fpi.de, Information: <http://www.eag-fpi.com>) .

Älterwerden und Alter

– ein zentrales Thema für die Psychotherapie

Anja Keglevic führte ein Interview mit Hilarion G. Petzold, einem der Pioniere der Psychotherapie mit alten Menschen, dessen Grundlagenwerk gerade bei Pfeiffer bearbeitet und erweitert in zwei Bänden neu erscheint.



Anja Keglevic: *Kaum etwas hat sich in den vergangenen Jahrzehnten so radikal verändert wie die Einstellung zum bzw. das Alter an sich. Was sind die markantesten Veränderungen betrachtet man den Wandel des Alterns und wo liegen die Chancen bzw. Risiken einer alternden Gesellschaft?*

Hilarion Petzold: Den gravierendsten Wandel den wir seit den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts beobachten ist die drastische Veränderung der demographischen Situation, der Struktur der Bevölkerung. Die Menschen werden immer älter, es werden weniger Kinder geboren, die Gesellschaft überaltert, ja man kann heute geradezu sagen, sie vergreist in den westlichen Industrienationen. Ich habe hier in meinem neuen Druck von »gerontotrophen Gesellschaften« gesprochen.

Auf der anderen Seite erfolgt durch die Bildungsoffensiven, die nach dem zweiten Weltkrieg breite Bevölkerungsschichten erreicht hat und durch die Wirkung der neuen Medien, insbesondere durch das Fernsehen, eine grössere Bewusstheit und Selbstbewusstheit von Menschen, eine neue, andere Einstellung zum Alter.

Einerseits auf Seiten der Jungen, die betonen, dass ihr Jungsein eine besondere Qualität und Kompetenz darstellt. Etwas was auch in der Wirtschaft aufgenommen wird, wo man mit 40 oftmals ein alter Mann oder eine alte Frau ist. Damit nehmen

auch die Chancen für Menschen über 40 Jahren in der Gesellschaft, insbesondere in der Arbeitswelt, ab, so dass es zur existenziellen Bedrohung kommen kann.

Andererseits sieht man, dass die älter werdenden, die nach dem Krieg eine neue, freiere Sozialisation durchlaufen haben, die durch die Einflüsse der 68er Bewegung, die sich ja keineswegs nur auf studentische Kreise beschränkte, ein neues Selbstbewusstsein entwickelt haben. Durch all dieses kommt es zu einem neuen Typus des Alterns. Man bleibt im Alter jung, man will im Alter jung bleiben. Und es ist das Schlagwort von den »neuen Alten« geprägt worden.

Diese Generation hat weitgreifende Ansprüche an die Lebensqualität im Alter, an ein selbstbestimmtes Altern, und sie verlangt eine grössere Partizipation an den gesellschaftlichen Möglichkeiten, als dies zuvor der Fall war.

Frühere Generationen waren im hohen Alter adaptiver. Sie haben sich mehr angepasst, sie sind nicht offensiv geworden, sie haben ihre Ansprüche in der Regel nicht angemeldet. Das ist heute anders. Und dadurch entsteht ein Konfliktpotential: auf der einen Seite die Jungen, die in ihrem Jungsein auch einen Kompetenzanspruch haben, sich also nicht mehr den Älteren beugen. Auf der andern Seite die Alten, die sich nicht mehr zum alten Eisen rechnen, sondern aktiv im Leben ihren Anspruch an Partizipation und Mitwirkung verwirklichen wollen.



Und schliesslich, durch die Fortschritte in der Medizin und durch ein besseres Wissen um eine gesundheitsaktive Lebensführung, die Gruppe der sehr alten oder hochbetagten, die als eine ganz neue Gruppe, jedenfalls in breiter Weise ganz neue Gruppe, hinzukommt.

Diese jungen Alten, diese neuen Alten, werden dann natürlich irgendwann einmal wirklich alt. So dass auch das junge Herz, der junge Geist, der rege Geist nicht mehr darüber hinwegtäuschen kann, dass der physische Verfall da ist. Und wir haben dann eine doch relativ grosse und stetig wachsende Population von Hochbetagten, die dann körperlich krank und gebrechlich werden und die auch mit wachsendem Alter, mit über 85, einen grossen Teil von Demenzkranken stellen wird. Das heisst, die sich selbst nicht mehr versorgen können und zu Pflegefällen werden. So dass viele der heutigen Altersheime zu Pflegeheimen werden müssen.

Das ist natürlich immens kostenintensiv und belastet die öffentlichen Haushalte in gravierender Weise und das verschärft sich durch das Faktum, dass die Bevölkerungspyramide sich auf den Kopf gestellt hat. Nämlich, dass eine immer kleiner werdende Zahl von jungen Menschen, eine immer grösser werdende Zahl von alten Menschen, die eigentlich auch noch beruflich tätig sein könnten, die eine verlängerte Lebensarbeitszeit durchaus bewältigen könnten und vielleicht gerne bewältigen würden, sowie diejenigen, die aufgrund ihrer gesundheitlichen Situation gar nichts mehr tun können oder sogar schwere Pflege brauchen, mitversorgen müssen.



Dadurch entstehen riesige Finanzierungslücken und das gesamte gesellschaftliche Gefüge kommt in ein Ungleichgewicht, für das wir bis heute, trotz aller hektischer Aktivitäten der Politiker, noch kein wirkliches Rezept haben. Wie diese Entwicklungen tatsächlich in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts, wo sie dann wirklich zum Tragen kommen, in viel extremer Weise, als das heute schon der Fall ist, bewältigt werden können, steht noch völlig offen.

Sie haben jetzt auch angesprochen, das alte Menschen, ältere Menschen zunehmend in ihren eigenen Lebenswelten leben, in den sogenannten social worlds. Das ist einerseits ja eine positive Entwicklung, dass ihnen das auch zugestanden wird, besteht andererseits aber nicht auch die Gefahr einer zunehmenden Ghettoisierung? Und wie kann man einer solchen vorbeugen?

Es ist so, dass alte Menschen zu allen Zeiten, zumindest in historischen Zeiten, aber es gibt auch Hinweise in prähistorischen Zeiten, ihre eigene Welt hatten. Wobei diese Welt, und das gilt es zu betonen, immer mit der Welt der Jungen sehr stark verbunden war. Wir hatten das sogenannte »extended family« Modell. Grossfamilie, in denen alte Menschen vielfältige Funktionen hatten. Die wichtigste Funktion, die heute leider nicht mehr so stark durchprägt, war die Weitergabe von Erfahrungen, von Lebenswissen, von Lebensweisheit.

Hier kam besonders den Frauen eine grosse Rolle zu, als Kulturträgerinnen. Denn aus der Populationsforschung, etwa zur Bevölkerung zur Zeit der Neandertaler oder in der Jungsteinzeit, sehen wir, dass Frauen, wie das heute übrigens auch der Fall ist, in der Regel etwa 10-15 Jahre älter wurden als die Männer. Die Männer lebten gefährlicher. Damit hatten die Frauen die Aufgabe kulturelles Wissen weiterzugeben. Da wir keine Techniken der Tradierung kulturellen Wissens hatten, ausser der mündlichen, war das also eine sehr wesentliche Funktion.

Wir haben ähnliche Phänomene übrigens auch im Tierreich, das sogenannte Matronenphänomen, wo weiblich Orkas und Elefanten älter werden als die gefährlich lebenden Bullen, und die dann, obwohl sie evolutionsbiologisch nicht mehr nützlich wären, weil sie nicht mehr fortpflanzen, für die Gruppe wesentlich sind, weil sie Lebenswissen weitergeben haben.



Und dieses Lebenswissen beruhte auf der Erfahrung von Lebenswelten, die relativ konstant waren, und das ist heute völlig anders. Der Wissensumschlag ist so immens, dass die Lebenserfahrung eigentlich in vielen Bereichen, nicht in allen, aber in vielen, nicht mehr zählt. Und das führt dazu, dass die alten Menschen für junge Menschen nicht mehr so wesentlich sind, als Ressource der Wissenserfahrung, die in Anspruch genommen werden kann.

Aber ist es nicht gleichzeitig so, dass das Verhältnis zwischen Jung und Alt immer besser geworden ist?

Das muss man sehr differenziert und vor allem kulturspezifisch sehen. In Gesellschaften die einen relativ guten Ressourcenreichtum hatten, wurde immer schon, und zwar seit der Vorzeit, für die alten Menschen gesorgt. In Gesellschaften wo der Ressourcenvorrat gering war, wurden die schwachen Bevölkerungsgruppen benachteiligt. Nun ist es in unserer Zeit also so, dass die alten Menschen auch eine zweite Funktion nicht mehr so wahrnehmen wie früher, als sie sich in den Grossfamilien auch um die jüngeren, kleineren Kinder kümmerten.. Es gibt zwar immer noch das Grosseltern-Phänomen, und trotzdem sind, durch die z.T. grossen räumlichen Trennungen, diese Funktionen eingeschränkt worden.



Wir sind in einer Zeit, in der wir eine Kultur der Intimität in der Distanz, leben. Man wohnt also nicht mehr im gleichen Haushalt, aber vielleicht in der gleichen Gegend oder auch weiter auseinander und hat durch die neuen Medien dann doch noch relativ viel Kontakt.

Und der Kontakt zwischen alten und jungen Menschen ist in der Regel eigentlich gut, das zeigen grosse soziologische und gerontosoziologische Untersuchungen. Also diese These, es sei doch sehr schlecht zwischen den Generationen, lässt sich aufgrund der Forschung nicht bestätigen, soweit das die individuellen Bindungen anbelangt. Also Enkel und Kinder und Eltern und Grosseltern. Auf der kollektiven Ebene sieht das allerdings nicht so gut aus, weil die sich zunehmend als belastet erlebenden jüngeren Generationen schon zu der anonymen grossen Masse der alten Menschen, ein negatives Verhältnis zu entwickeln droht. Das Alter also als Bedrohung für die Jungen, die überlastet werden, was aber nicht heisst, dass die Jungen zu ihren eigenen alten Menschen eine schlechte Beziehung haben.

Kann man Ihrer Ansicht nach lernen, dem Alter und dem Älterwerden mit einer gewissen Gelassenheit zu begegnen. Oder ist Zufriedenheit im Alter vor allem von der jeweiligen Persönlichkeit des alternden Menschen abhängig? Gibt es Faktoren, die Glück bzw. Unglück nachweislich beeinflussen?

Ja natürlich gibt es solche Faktoren. Der grösste Risikofaktor für Kinder ist auch der grösste Risikofaktor für alte Menschen schlechthin, und das ist ein schlechter sozioökonomischer Status. Das ist der »high risk factor«, der meist alle negativen anderen Faktoren nach sich zieht. Man kann auch heute noch sagen, wenn wir Armutspopulation in der Gesellschaft haben, sind es überwiegend alte, kranke und weibliche Menschen. Das ist in Österreich, Deutschland, den Niederlanden durch relativ gute Sozialsysteme zwar verringert, also nicht vergleichbar mit Drittweltländern oder Viertwettländern, trotzdem ist es so, dass es sehr viele ältere Menschen gibt, die in Ressourcenmangel hineinkommen.

Und wenn der Ressourcenmangel da ist, dann ist es schon sehr, sehr schwer ein glückliches Lebensgefühl und gut Laune zu behalten. Wenn das Lebensgefühl nicht mehr stimmt, wachsen natürlich auch Morbiditäten, Erkrankungen seelischer und körperlicher Art. Dennoch haben wir heutzutage mit unserem Wissen und zwar auch unserem vulgarisiertem Wissen, dass wir aus Zeitungen, Zeitschriften, Magazinen, Fernsehen geliefert bekommen, über die Entwicklung in der Lebensspanne, und was dazu notwendig ist, die Möglichkeit, uns auf ein gutes Alter vorzubereiten: nämlich einen bewegungsaktiven Lebensstil, geistige und emotionale Aktivität. Wobei dieses Lebenswissen am wenigsten bei benachteiligten Schichten, früher sprach man von Unterschichten, zum Tragen kommt.

Aber selbst in diesen Schichten ist ein solche Informationsmenge über das Alter vorhanden, dass man sagen könnte: wir gehen eigentlich ganz gut auf das Alter zu. Zumal die präventive Medizin und auch die Medizin im Alter selbst, wo wir nicht mehr von Prävention im eigentlichen Sinne sprechen, aber die medizinische Versorgung hat allen Einschnitten im Gesundheitswesen die da sind, und die noch kommen werden zum Trotz, eine Qualität, dass der wichtigste Faktor für ein gelingendes Alter, nämlich eine gute der eine hinlänglich gute Gesundheit, gewährleistet ist.

Wenn wir die haben, brauchen wir den zweitwichtigsten Faktor, nämlich gute zwischenmenschliche Beziehungen. Man muss eine gewisse Netzwerkdichte haben, wo soziale Partizipation und Austausch möglich ist.



In dem Moment wo das da ist, kommt dann der dritte Faktor in guter Weise zum Tragen: dass man für sich und die anderen eine gute Zukunftserwartung hat. Dass man aus einer Qualität der erfahrenen Freundschaft, Zwischenmenschlichkeit und eines hinlänglichen Wohlergehens auch die innere Projektion und Erwartung einer guten Zukunft hat. Selbst wenn der Zukunftsraum mit dem Alter kleiner wird, bleibt doch ein solche positive Zukunftserwartung ein wichtiger Aspekt für die Lebenszufriedenheit. Wo der nicht gegeben ist, wo die Zukunft sich verdüstert und als bedrohlich erlebt wird, hat sie auch auf eine hinlänglich gut Gegenwart Auswirkungen.

Dass heisst, Menschen müssen schon an sich arbeiten – und ganz viele Menschen wissen nicht mehr was das ist, an sich zu arbeiten – dass sie sich auf die Situation des älter Werdens, alt Werdens, eines gewissen Kräfteabbaus, auch eines gewissen Verlusts an Sozialbeziehungen vorbereiten.

Gegen den Verlust von Sozialbeziehungen kann man etwas tun. Und dass ist heute etwas schwieriger geworden, nämlich das Verhältnis von Alt und Jung. Das alte Menschen und junge Menschen im Kontakt bleiben. In der Vernetzung bleiben. Da wird sehr viel zu tun sein. Projekte zwischen alten und jungen Menschen. Zwischen Kindergarten und Altenheimen. Da wird sehr viel zu tun sein, denn die Situation wird sich eigentlich noch verschärfen.

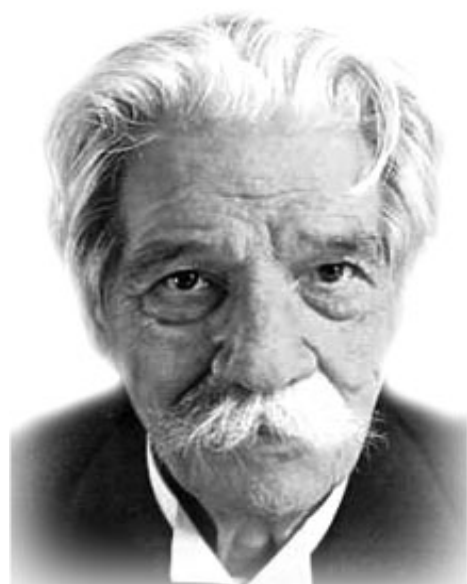
Die von Ihnen angesprochene Ghettoisierung ist ja nicht nur eine räumliche. Insgesamt ist die Gesellschaft ja noch ganz gut durchmischt. Die Ghettoisie-

rung besteht eher darin, dass sich die Lebenswelten, die Sozialwelten, die Welten des Denkens und des Fühlens, der sozialen Partizipation auseinander dividieren. Da ist eine grosse Gefahr gegeben.

Die setzt am härtesten ein, wenn die vitalen jungen Alten, dann plötzlich in das subjektiv erlebte reale Altern hineinkommen. Da sind sie vielleicht 70. Mit 72 bis 75 kippt das plötzlich um, dass das Gefühl des jung und vital Seins, das überall noch hin reisen und so, dass das nicht mehr gegeben ist, weil die physische Kraft fehlt.

Kann man vereinfacht sagen: der Grundstein für ein zufriedenes Alter wird schon in jungen Jahren gelegt? Wenn man sich den Prozess des älter Werdens schon als jüngerer Mensch bewusst macht hat man später weniger Probleme damit?

Ganz so einfach ist das nicht. Wichtig für ein gelingendes Altern ist sicherlich, wenn wir gute Altersbilder und auch Vorbilder in unsere sozialen Netzwerke internalisieren können. Man hat einen Grossvater, eine Grossmutter, einen alten Onkel. Wenn alte Menschen, die nicht miesepeterisch sind und nicht düster und nicht zänkisch und nicht geizig – dass sind ja sehr oft so Klischees die im Raume stehen – wenn man statt solcher alte Menschen im Blick hat, die freundlich sind, die nachsichtig sind, die eine Gelassenheit haben, die heiter sind. Wenn man solche Menschen sieht, die Lebensbejahend sind und die sehr früh in sich aufnimmt, dann gewinnen wir etwas, was ich als »innere Beistände« bezeichnet habe. Wir haben dann in uns selber gute Altersbilder die, wenn wir selbst alt werden, oder alt geworden sind, in uns zum Tragen kommen. Als Rollenmodelle, die uns bis hin in die Stimmung und Atmosphäre bestimmen können. Und wenn wir dann düstere und verbitterte alte Menschen in uns tragen, dann haben wir so etwas wie innere Feinde. Die bestimmen dann unser Altersverhalten. So sind also diese inneren Freunde und Feinde in uns, die wir über die gesamte Lebensspanne aufgenommen haben, im Kontakt mit alten Menschen, sehr durchtragend.



Man ist von Menschen innerlich bevölkert. Wenn Sie sich an jemanden erinnern, der Ihnen lieb ist, und Ihnen warm ums Herz wird, dann sehen Sie, der wohnt in einer gewissen Weise in Ihnen. Tragen wir also viele positive Menschen in uns, bestimmen die damit auch unser Lebensgefühl.

Wenn wir jetzt weniger alte Menschen haben, weil die kommunikativen Flächen in den Kleinfamilien geringer werden, die Möglichkeiten mit Grosseltern zu spielen und zu sprechen weniger gegeben sind, wächst natürlich auch die Gefahr, dass unser persönliches Lebenswissen, das wir als Lebenserfahrungen erfahren haben, im Alter für uns nicht gut zum Tragen kommen kann.

Es geht also keineswegs nur um die kognitive Vorbereitung auf das Alter, sondern auch um eine emotionale Vorbereitung, die aber an die Erfahrung mit anderen Menschen, hier älteren Menschen, geknüpft ist. Bedeutet also, dass wir auf jeden Fall dafür sorgen müssen, dass Alt und Jung sehr viel miteinander zu tun haben, besonders in der Alterspanne zwischen 3 und sieben. Wo Kinder eine rollensensible Phase haben, und bereit sind soziale Muster aufzunehmen, ganz stark aufzunehmen.

Das Nachdenken über die eigene Vergangenheit, das Bilanz ziehen, ein Leben Revue passieren lassen – die Methode der Lebensbilanz und des Lebenspanoramas erleichtert es vielen alten Menschen versöhnlich mit sich und ihrem Leben Frieden zu schliessen, aber auch unverarbeitete, schlimme Erlebnisse und Gefühle noch einmal hervorzuholen und darüber zu sprechen. Können Sie diese Methode näher beschreiben?

Das menschliche Gehirn ist ein phantastisches Gebilde. Es entwickelt etwa vom dritten Lebensjahr an etwas, was wir das autobiographische Memorieren nennen. Die Fähigkeit eine Lebensgeschichte herzustellen. Kleine Kinder fragen dann sogar: »Wie war das denn, wie ich ein kleines Baby war.«

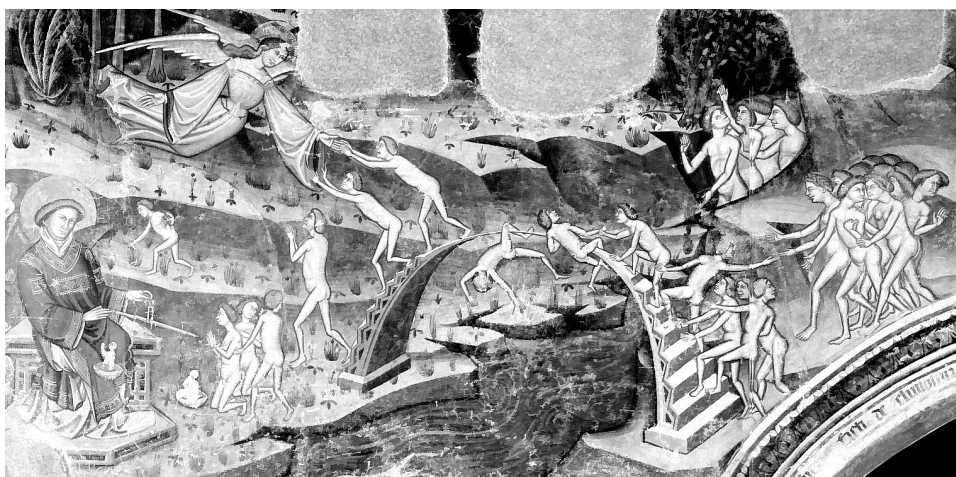
Menschen machen sich dann eine Gesamtlebensgeschichte, die sich ereignet und die manche Leute auch aktiv gestalten. Dann gibt uns das Gehirn immer wieder die Möglichkeit über das Gesamte zu schauen. Wenn wir uns ein bisschen Zeit und Ruhe nehmen, dann kommen Erinnerungen auf und wir betrachten das Leben.



Früher hat man das kultiviert und hat dann eben unter der Linde oder vor dem Haus gesessen und hat über das Leben nachgedacht. Das ist etwas, was uns das Gehirn liefert, was wir zum Teil gar nicht aktiv tun müssen. Wir brauchen nur die Zeit zu geben, dass es aufkommen kann.

Bei Ertrinken oder Abstürzen wissen wir, es gibt eine Lebensbilderschau. In Sekundenbruchteilen läuft das ganze Leben wie ein Film ab. Das heisst, diese ganzen Vorräte sind im Gehirn und werden auch vom Gehirn freigesetzt, werden auch dann von den Menschen abgerufen. Das ist eigentlich die neurobiologische Grundlage des Lebenspanoramas. Die Fähigkeit, dass das Gehirn, besonders das ältere Gehirn, die Chance hat auch auf Altgedächtnisinhalte zuzugreifen.

Das schaltet sich sozusagen wieder an, das Altgedächtnis. Die schöne Jugendzeit ist dann plötzlich doch sehr gut in den Memorationen da, die man vielleicht über Jahrzehnte vergessen hatte, und damit ist die Möglichkeit gegeben, so eine Lebensbilderschau spontan zu erleben, oder in der Muse des Alters, so sie denn da ist, zu erleben. Oder in der Nichtbedrücktheit von Alter spontan zu erleben. Aber wenn man Sorgen und Kummer hat und Depressionen, dann kommt diese Lebensbilderschau zum Teil nicht so gut.



Es kommt hinzu, dass uns das Leben natürlich nicht nur schöne Sachen, sondern auch schlimme Sachen beschert. Und dann kann diese Bilanz, diese Lebensbilderschau belastet sein von Kriegsereignissen, von Versagenserfahrungen – sie kann sehr negativ ausfallen.

In der Therapie mit alten Menschen versuchen wir dieses Phänomen der Lebensbilanz, das Lebenspanorama zu nutzen. Gerade bei Menschen die durch Krieg, auch durch Scheidungen, Versagen in der Kindererziehung, belastet sind, versuchen wir zu Umwertungen zu kommen. Also auch zu schauen: Wo gab es denn Gelingendes im Leben? So dass die Bilanz einer solchen Lebensbilderschau dann versöhnlich ausfällt.

Es ist wichtig, dass man damit rechtzeitig beginnt, also nicht erst wenn man hochbetagt ist. Weil wenn man mit Anfang 70 damit beginnt, man auch noch die Chance hat etwas wieder gut zu machen. Dass heisst, sich den eigenen Kindern, den Enkeln zuzuwenden, Versöhnungsarbeit zu leisten. Zu einer gewissen Ausgewogenheit kommen.

Wesentlich: oftmals sind diese Ausgewogenheiten auch nicht mehr herzustellen, weil schlimme Sachen geschehen sind. Dann kann die Beziehung zu dem Begleiter, mit dem die Lebensgeschichte, die Lebensbilder, die Autobiografie geteilt wird, in ihrer Qualität auch etwas Versöhnliches ermöglichen.

Sich mit sich selbst zu versöhnen, ohne dass man die versöhnlichkeitsfordernde Unterstützung eines »significant caring other« hat, ist eher schwierig.

Diese Begleiter können die eigenen Kinder, Enkel, ein Freund eine Nachbarin oder jemand der ehrenamtliche Berufsdienste macht sein. Weil dies natürliche Fähigkeiten sind. Diese narrative Qualität, diese erzählende Qualität zwischen Menschen ist eine natürliche Sache.

Therapeuten überschätzen sich in ihrer Bedeutung da viel zu sehr und sie können das zum Teil viel schlechter als Menschen die das Herz auf dem rechten Fleck haben.

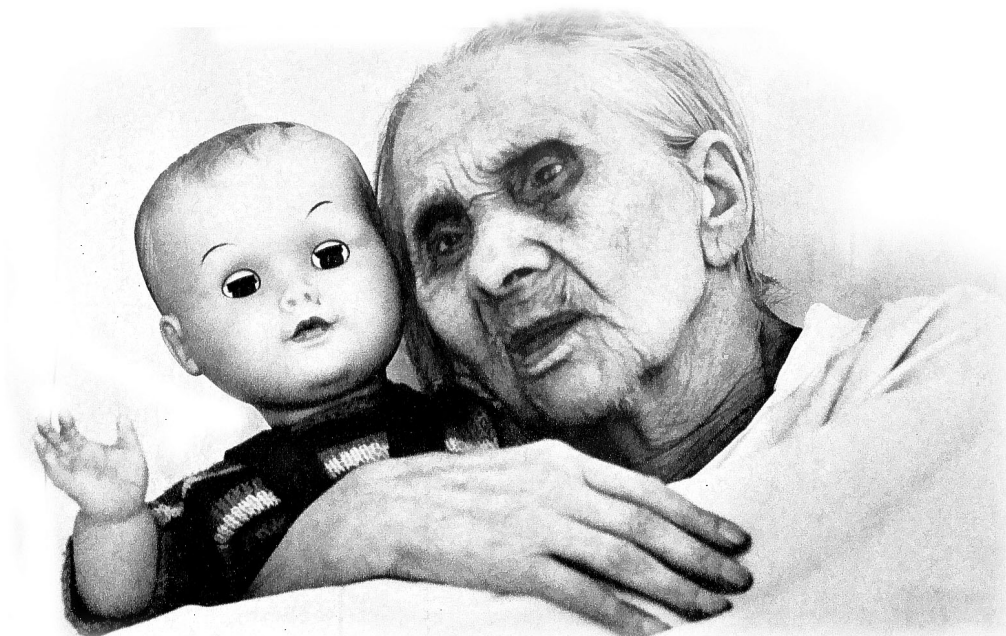
Wir überschätzen Therapie zu sehr. Es muss nicht alles in den Händen von Therapeuten sein. Gerade ehrenamtliche Helfer sind hier sehr gut. Wie wissen aus der Forschung, dass Laienhelfer genauso gute und zum Teil bessere Arbeit leisten als Psychotherapeuten, mit ihren verstellenden Konzepten wie Übertragung und Gegenübertragung, die für die Arbeit mit alten Menschen eigentlich kein sehr grosses Gewicht haben.

In welchen Fällen macht aber eine Therapie bei alten Menschen dennoch Sinn?

Bei psychischen und psychosomatischen Alterserkrankungen, wie einer Altersdepression neurotischer Art also nicht hirnganischer Art, ist es sicher sinnvoll. Bei Depressionen hirnganischer Art brauchen wir spezialisierte Gerontopsychotherapeuten. Hier muss man sagen, dass die Breite der Psychotherapeuten in der Regel von Gerontopsychotherapie und Gerontopsychiatrie wenig Ahnung haben. Das gilt für Österreich wie für Deutschland. Hier haben wir eine riesige Unterversorgung. Das Phänomen, dass Alt und Jung nicht so viel mit einander zu tun haben, gilt natürlich auch für die Psychotherapeuten.

Ohne sozialgerontologisches und gerontopsychiatrisches Wissen und ohne eine gute »intergenerationale Kompetenz« begeben sich die Psychotherapeuten schlechter ausgerüstet in die Begleitung als der normale Laie der unbefangen und mit dem Herz auf dem rechten Fleck an die Informationen herangeht. Psychotherapeuten gehen mit ihren Kunstformen gestalttherapeutischer oder psychoanalytischer Art an den alten Menschen heran, der damit meistens überhaupt nichts anfangen kann. Man muss ein spezialisiertes gerontotherapeutisches Wissen haben, um da helfen zu können. Hier herrscht noch ein grosser Weiterbildungsbedarf, wie ich in meinen Büchern gezeigt habe.

Vielen Danke für das Interview.



Literatur:
Petzold, Hilarion G. (2004):
Mit alten Menschen arbeiten.
2. erweiterte und bearbeitete
Auflage in 2 Bänden. Stuttgart:
Pfeiffer bei Klett-Cotta.